

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =  
Gazetta militare svizzera

**Band:** 30=50 (1884)

**Heft:** 51

**Artikel:** Feldmarschall Molte über Polen

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-96027>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 25.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

XXX. Jahrgang.

Der Schweiz. Militärzeitschrift L. Jahrgang.

Basel.

20. Dezember 1884.

Nr. 51.

Erscheint in wöchentlichen Nummern. Der Preis per Semester ist franco durch die Schweiz Fr. 4. Die Bestellungen werden direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben. Im Auslande nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an. Verantwortlicher Redaktor: Oberstlieutenant von Elgger.

**Inhalt:** Feldmarschall Moltke über Polen. — Strategisch-taktische Aufgaben nebst Lösungen. — Eidgenossenschaft: Birkulare des Zentralkomitee der Schweizerischen Offiziersgesellschaft an die Sektionen. Der Vorstand des Schweiz. Verwaltungs-Offiziersvereins. Thätigkeit des Offiziersvereins der Stadt St. Gallen im Winter 1883/84. Unteroffiziersverein St. Gallen. — Verschiedenes: Soldatenleben bei der Expedition nach Tonking.

## Feldmarschall Moltke über Polen.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, das Erstlingswerk des bedeutendsten lebenden Strategen, welches in dessen Jugendzeit in Form eines längeren Essays entstand und unter dem Titel „Ueber Polen“ erschien, einer Betrachtung und Erörterung zu unterziehen. Ist es schon für die Literaturgeschichte der Zukunft von Wichtigkeit, das Jugendwerk eines so klaren und hochbedeutenden Geistes kennen zu lernen, so dürfte es auch für die Gegenwart von hohem Interesse sein, zu erfahren, was dieser Heerführer von jenem letzten Aufzucken des polnischen Staatskörpers gedacht hat, welchen Ursachen er dessen Verfall zuschreibt und wie er die Zukunft dieses unglücklichen Landes vorgezeichnet.

„In keinem Lande“ — so beginnt der Autor kurzweg ohne Vorwort und ohne Einleitung — „ging wohl der Charakter des Adels so unmittelbar aus dem Staat hervor, und nirgends hing das Schicksal des Staates so vom Charakter, von den Gesinnungen und Sitten des Adels ab, als in Polen, weil nirgends wie dort Adel und Staat identisch waren.“

Das ist in Lapidarschrift das Leitmotiv der Darstellung, das der Verfasser nun in knapper, gedrungenener, zugleich aber auch instruktiver und geistvoller Weise durchführt. Ein Leitmotiv, das Bände von gelehrten Werken aufwiegt, weil es die Gründe des Falles Polens scharf und präzise, ohne Umschwefel und Kommentare an die Spitze der Betrachtung stellt, die nichts weiter ist, als eine Erläuterung durch schlagende Gründe, durch nachhaltige, auf genauer Kenntniß der historischen Thatfachen basirende Beweise.

„Der Adel war im Besitze aller politischen Rechte

in Polen, er allein bildete den Staat. Die Idee aber, welche der Institution zu Grunde lag, war: Vollkommene Gleichheit Aller und eine auf diese gestützte größtmögliche Unabhängigkeit jedes Einzelnen.“

Den Grundsatz vollkommener Gleichheit dokumentirt zunächst das Recht des unbedingten Nein (liberum veto), durch das der Wille eines einzigen Edelmannes das Ja von 100,000 auf dem Wahlfelde versammelten Edelleuten überwog. Die Hand eines Einzeligen konnte in die Staatsmaschine eingreifen und sie zum Stehen bringen. Gerade aber diese Macht und Unabhängigkeit führte zu der Nothwendigkeit der Wahl eines Königs, gegen dessen mögliches Uebergewicht sich aber der Adel durch ein merkwürdiges Mittel zu schützen versuchte — durch die Konföderation, die unser Autor mit zwei oder drei Sätzen vorzüglich zu erklären versteht.

„Es ist nicht zu verkennen, daß das älteste aller Rechte, das Recht des Stärkeren, das der Gewalt, durch die ganze Geschichte Polens seine Fortdauer und seinen Einfluß geäußert hat, ja, es stand in der Ansicht des Volkes, man möchte sagen, rechtlich begründet da. . . . In seiner höchsten Potenz erscheint die rechtliche Ausübung der Gewaltthaten aber in der Konföderation. Abweichend von dem Grundsatz anderer Völker, welche die Revolution als das größte Unglück im Staat betrachten, war hier die Revolution gesetzlich organisiert. Wenn irgend in der Republik ein Interesse zahlreich genug empfunden wurde, welches gegen die bestehende Regierung oder gegen das Veto des Einzelnen auf anderem Wege nicht durchzusetzen war, so traten die Betheiligten in eine Konföderation zusammen, verbanden sich feierlich durch einen Eid, wählten einen Marschall und griffen zu den Waf-

fen, ihre Absichten durchzuführen. Die Macht der Konföderation war ihr Recht.“

Natürlich wohnte unter solchen Bedingungen die eigentliche Souveränität in dem Gesamtkörper des Adels, und unser Autor weiß uns mit seiner feinen Geschichtskennntniß viel zu erzählen, wie der Adel diese Macht gebrauchte und mißbrauchte, wie er den Reichstag und das Militär reorganisirte, wie er im gegenseitigen und im Verkehr mit Untergebenen war. Bis dahin wäre Alles noch sehr schön, leider hatte aber das Prinzip der vollkommenen Gleichheit der Rechte aller Staatsbürger, wie die Medaille des Sprichworts, eine bedenkliche Rehrseite, die der Autor wieder mit einem scharfen Schlaglicht charakterisirt. Denn im strikten Widerspruch zu jenem Prinzip war im Verlauf der Geschichte nach und nach eine unermessliche Verschiedenheit des Besitzes und somit eine faktische Ungleichheit der Besitzer entstanden. Lange freilich wurde diese Ungleichheit durch eine gewisse Demokratie des Adels ausgeglichen, schließlich aber ließ diese Demokratie in Polen die Monarchie zur Aristokratie und die Aristokratie zur Oligarchie ausarten. Das also war der Adel und diese waren die ersten Ursachen des Verfalls der Republik! Daneben aber wirkte noch ein anderer Grund, den der Autor scharf heraushebt und in klare Beleuchtung zu rücken weiß, — die fortgesetzte Verminderung der königlichen Gewalt im Staate.

Während in allen Ländern das königliche Ansehen in mehr oder minder schnellem, aber dauerndem Fortschreiten geblieben, ja, in einigen sogar eine scharf autokratische Spitze erreicht hatte, konnten die polnischen Regenten nie gewichtigen Einfluß in ihrem Lande erlangen. Ja nicht einmal an der Gesetzgebung und Verleihung des Adels hatten sie Antheil. Alle Rechte riß der polnische Reichstag an sich, der die Verwaltung führte, alle Verordnungen des Königs prüfte, ja zuweilen auch annullirte, das Heer beaufsichtigte und durch einen Kronfeldherrn befehligen ließ.

Das war ein Hauptübel. Dazu kam noch ein drittes, an welchem schließlich die Republik verblutete, der Mißbrauch des an sich schon so gefährlichen liberum veto; seit 1652 zum Gesetz erhoben und von den Polen stolz und kühn *unicum et specialissimum jus cardinale* genannt; ein Recht, welches, wie unser Autor ironisch bemerkt, vorauszu sehen schien, „daß jeder Einzelne das Gute kannte und das Gute wollte.“

Aber dem war nicht so! Die Geschichte Polens füllt ihre Blätter mit den Erzählungen von den Kämpfen und Streitigkeiten, die der Mißbrauch dieses Rechts herbeigeführt. Und das deutsche Sprichwort — knüpft an eben dieses liberum mit dem bekannten Schreckbilde vom „polnischen Reichstag“ an und mit der nicht minder bekannten Erzählung von dem renitenten Edelmann, der mit seinem „nie pozwalam“ (das erlaube ich nicht) den Reichstag zerreißen wollte, dafür aber in den Rauchfang gesperrt wurde, schließlich aber noch aus seiner ruhigen Höhe durch eine kleine Lücke in den Saal hinunterdrückte: „nie pozwalam!“

Mit solchen Motiven gibt sich unser Autor natürlich nicht ab; ihm ist die Sache viel zu ernst, um die es sich handelt, und mit historischer Gewissenhaftigkeit geht er den Ursachen des Verfalls der mächtigen Republik nach, mit großem schriftstellerischem Geschick entrollt er vor unseren Augen das Gemälde dieses Verfalls in all' seinen interessanten und fast spannenden Einzelheiten. Die Macht des Adels, die Ohnmacht des Königs und das liberum veto waren nicht die einzigen Ursachen des Verfalls der mächtigen Republik. Es kam noch ein schwerwiegender Umstand, die Lage der Bauern, hinzu. Es ist nachweislich falsch, erklärt Graf Moltke, wenn der polnische Edelmann oder seine Schriftsteller behaupten, der Bauer sei von jeher seinem Grundherrn erb- und eigenthümlich untergeben oder gar leibeigen gewesen. Dies Verhältniß von 11 Millionen Menschen zu noch nicht  $\frac{1}{2}$  Million Herren ist ein zweihundertjähriger Mißbrauch, dem aber ein tausendjähriger besserer Zustand vorausging. Und nun wird die frühere Selbstständigkeit, das allmälige Sinken und das schließlich Elend des Bauernstandes geschildert. „Polen ist das einzige Land, wo das gemeine Volk aller Rechte der Menschheit entblößt ist.“

Daß ein solches Land nothwendig verarmen mußte, ist leicht begreiflich, auch wenn dies nicht durch Zahlen — wie die des Verfassers — genau erhärtet werden würde. Es gab eben in Polen keinen Bürgerstand und das war der Ruin des Landes. Das Wenige, was noch in Polen vom Handel übrig blieb, lag in den Händen der Juden und diese wurden auch dort, wie überall im Mittelalter, arg bedrückt und oft verfolgt.

Ein kraftloser König, ein übermächtiger Adel, ein Mittelstand, der im Staate lebte, ohne dem Staate anzugehören, und schließlich der die Masse der Nation bildende Landmann, ohne politische, ja, ohne Menschenrechte, in's tiefste Elend versunken — das waren die Faktoren, aus denen die königliche Republik Polen sich zusammensetzte und deren Zusammenwirken den endlichen Untergang herbeiführen mußte.

Mit dieser Schilderung des tiefsten Verfalls der Republik schließt der erste Theil des Essays ab, welcher übrigens neuerdings von dem Feldmarschall von Neuem durchgesehen und mannigfach geändert wurde, so daß wir in demselben die Ansichten des greisen Moltke ebenfalls haben, wodurch die Arbeit nur an Interesse gewinnen kann. — Eine Aenderung mußte eintreten und mit Meisterschaft führt der Autor im Eingang zur zweiten Hälfte die Verhältnisse nach dem Tode Augusts III. aus, die zum endlichen Falle des Reiches führten, da „Politik, Vaterlandsliebe, Verrätherei, Ehrgeiz und Käuflichkeit, Ränke und Gewalt“ beständig gegeneinander kämpften und so den großen Sturm heraufbeschworen haben. Er führt uns den verkommenen Hof, die mächtigen Adelsfamilien der Potockis und Czartoryskis vor, erzählt von den diplomatischen Kunststücken des Fürsten Kaunitz, der Frankreich und Oesterreich verbündete, von der

Politik der Pforte, deren Hilfe anzurufen, nach dem Worte des Bischofs von Kaminiéz, das Haus anzünden hieß, um das Ungeziefer daraus zu vertreiben, endlich von dem Plan der Czartoryskis, da sie auf die Freunde nicht zählen konnten, sich an die Feinde zu wenden, an Rußland, dessen Intervention nun erfolgte.

Es sind merkwürdige Worte hervorgegangen aus genialem historischem Scharfblick, die der Autor über dieses Rußland damals niederschrieb: „Rußlands Entwicklung ist eine durchaus asiatische gewesen. . . . Der Wille des Einzelnen verschwand immer mehr gegen den Willen des Staats oder vielmehr des Staatsoberhauptes, welches, wie in keinem anderen europäischen Staat, die höchste weltliche und geistliche Macht in seiner Person vereinigte. Daher die Einheit und die Kraft in den Handlungen des Staates, daher die rasche Entwicklung desselben; denn für die Barbarei ist der Despotismus die beste Regierungsform. Deshalb ist auch die polnische die Geschichte großer Männer, die russische die eines großen Staates.“ Dieses Rußland nun wurde zu Hilfe gerufen. Es brachte auch die Hilfe freilich nicht im Sinne der Polen. — Muthig wehrten sich diese gegen die ihnen aufgedrungene Freundschaft; da brach die Katastrophe herein.

Unser Autor mußte nicht der historische Künstler sein, der er ist, und als welchen ihn wohl auch schon die Leser erkannt haben, wenn er uns nicht jetzt das Bild der alten Stadt Warschau, wo alle Fäden der großen Staatsintrigue zusammenliefen, vor das geistige Auge führte. Das thut er auch mit wenigen energischen, aber sehr treffenden Zügen, aus denen wir ersehen, welch' große Bedeutung die ruhmvolle Weichselstadt damals noch hatte. Erst heute ist sie „eine degrabirte Schöne“.

„Warschau,“ so erzählt er uns, „bot damals den glänzendsten und wunderbarsten Anblick vielleicht in Europa dar. — Neben einer Menge von Einheimischen und von Fremden, welche geheime Aufträge oder eigenes Interesse dahin gezogen, umschlossen seine Mauern Alles, was Polen von großen, mächtigen und edlen Männern aufzuweisen hatte. — Die ungeheuren Summen, welche Besteuerung hier anhäufte, und welche leicht erworben, auch ebenso leicht verschleudert wurden, belebten den Verkehr auf eine beispiellose Weise. Die glänzenden Läden prangten mit dem Luxus beider Hemisphären, die kostbaren Tücher Armeniens, die theuren Spielsachen der Pariser Mode, die Perlen Indiens, die Kasse des Landes — Alles fand für die höchsten Preise immer seine Abnehmer. Beladene Schiffe segelten den Strom hinauf und in den volksbelebten Straßen drängten sich Christen, Juden und Moslem durch einander. Der Turban des Janitscharen erschien neben der Pelzmütze des Polen und dem Dollman des Ungarn. Die Pfeile und Bogen des Tartaren sah man neben dem preussischen Karabiner und dem preussischen Bajonett, und Sprachen, welche zwei Welttheilen angehörten, widerhallten in denselben Lüften. Bei den

zahlreich besuchten Festen und Schauspielen, bei dem eifrigen Treiben und der Schönheit der Frauen, bei dem Glanz ihrer Aufzüge hätte man glauben können, Alles sei zu einer großen Feierlichkeit versammelt. Allein die Wohnungen der Großen waren von ihren Hausstruppen umringt. Poniatowski hatte seinen Palast mit Schießgärten versehen lassen und im Hofe des russischen Gesandtschaftshotels waren Geschütze aufgeföhren. Alle waren bewaffnet und wenngleich Alle noch friedlich neben einander wanderten, so zitterte doch Jeder, daß ein Zufall, ein Streit der Funke sein könnte, der die schreckliche Explosion da hervorrufen könnte, wo die persönlichen Leidenschaften, wie die höchsten Interessen auf eine so furchtbare Höhe gespannt waren und wo die gewaltsamsten Ausbrüche kaum zu vermeiden waren. So kam der 7. Mai des Jahres 1764 heran, an welchem der Reichstag eröffnet werden sollte.“ Den Verlauf desselben, sowie die Wahl Stanislaus Poniatowski's schildert der Autor wieder mit lebhaften Farben. Man begreift nach seiner Darstellung alles Folgende sehr leicht, man weiß es bereits, daß dieses unterwühlte Staatswesen untergehen müsse und ist nur noch auf die Schlußkatastrophe der Theilung gespannt.

Natürlich drängt sich dem Autor, der ein guter Deutscher ist, da die Frage nach der Stellung Preußens zu Polen auf, und er beantwortet sie wie folgt: Schon die Bildung der Erdoberfläche brachte die polnische Nation in einen feindlichen Konflikt mit Preußen, der von dem Augenblicke sichtbar wurde, wo die Völker aus der Vereinzelung der Barbarei hervortraten. Nachdem die Republik das schwarze Meer an Rußland verloren, führten alle ihre Flüsse und alle ihre Verbindungen durch Preußen. Preußen schnitt es vom Meer, von der Welt ab. Die Weichsel war die letzte große Pulsader des Lebens für die Republik und Preußen war im Besitze der Mündung dieses Stromes. In der That man sieht nicht wohl ein, wie Polen ohne Preußen selbstständig bestehen soll. . . . Ueber kurz oder lang mußte Preußen polnisch oder Polen preussisch werden, oder die Republik mußte aufhören.

Die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Sie brachte einen neuen Akteur auf die Bühne: Napoleon, auf den sich die Augen aller Polen sehnsuchtsvoll um Hilfe stehend richteten. Er erschien und schuf das polnische Herzogthum Warschau mit französischer Verfassung und einem deutschen Regenten an der Spitze. Unser Autor hat Recht, wenn er sagt, daß diese Episode den völligen Untergang nicht nur nicht aufgehalten, sondern geradezu befördert hat.

Mit Begeisterung schildert er dagegen an der Hand untrüglicher statistischer Daten, was Preußen für seine polnischen Provinzen in Handel und Gesetzgebung schon damals geleistet, während Rußland nur das Gegentheil von alledem gethan habe.

Mit einem Hinweis auf die Befreiung der Bauern schließt der Essay echt dramatisch ab, dramatisch, weil ja namentlich das moderne Drama es

liebt, mit einem Fragezeichen den Vorhang fallen zu lassen, ohne die Neugier des Hörers ganz zu stillen und das letzte Wort auszusprechen.

Warum Moltke dieses letzte Wort nicht gesprochen, erscheint begreiflich, wenn man bedenkt, daß er jenen Essay schrieb, als die Flamme des polnischen Aufstandes eben auf den Feldern von Wola im Blute der edelsten Söhne des unglücklichen Volkes gelöscht wurde. Da konnte das letzte Wort nicht gesprochen werden; es würde vom Donner der Kanonen übertönt worden sein. Aber beredter ist das Schweigen, welches das Finis Poloniae einbringlicher als die pathetischsten Deklamationen über Verfall und Größe, über den historischen Auf- und Niedergang der Nationen predigt.

„Nur unter der Herrschaft eines festbegründeten und selbst schon so weit vorgeschrittenen Staates wie Preußen konnte eine solche Maßregel, wie die Befreiung der Bauern, durchgeführt werden, ohne das Land einer Revolution und den heftigsten Gegenwirkungen preiszugeben.“ So schließt Moltke — und wenn man die gegenwärtigen Zustände in Warschau und Krakau, wenn man das Treiben der Nihilisten, Sozialisten und National-Polen mit den Verhältnissen in Bosen vergleicht, so wird man sagen müssen, daß die Geschichte unserem Autor Recht gegeben, der schon vor fünfzig Jahren als verhältnismäßig junger Offizier den Lauf der Ereignisse mit merkwürdigem historischem Scharfblick vorausgezeichnet, freilich ohne zu ahnen, daß er selbst einst berufen sein werde, so energisch in diesen Lauf einzugreifen und sein Vaterland zum Siege zu führen. K.

**Strategisch-taktische Aufgaben nebst Lösungen.** Heft 3 und 4. Hannover, 1884. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Preis des 4. Heftes Fr. 2. 15.

Wir haben nach dem Erscheinen der beiden ersten Hefte auf den hohen instruktiven Werth hingewiesen, welcher dieser Publikation verdienstermaßen beizumessen ist.\*) Die beiden neueren Hefte stehen den früheren nicht nur in keiner Weise nach, sondern übertreffen dieselben wohl nach verschiedenen Richtungen. Ihr Hauptvorzug besteht darin, daß sie dem Leser Bilder vor Augen führen, die in ihrer Kriegsähnlichkeit geradezu von ergreifender Wirklichkeit sind. Man folgt der Darstellung mit der nämlichen Spannung, mit der man packende Schilderungen kriegsgeschichtlicher Ereignisse liest.

Den „Aufgaben und Lösungen“ dieser beiden Hefte liegt eine gemeinsame „allgemeine Kriegslage“ zu Grunde. Die Generalidee ist musterhaft abgefaßt. Das heißt strategisch erschöpfend und dabei knapp und präzise gesprochen!

Die speziellen Kriegslagen der gegen einander operirenden Divisionen sind nicht in die Form von Spezialideen gekleidet, sondern ergeben sich jeweilen aus eingegangenen Meldungen und Befehlen, die in ihrem Wortlaut angeführt werden. Dieser Um-

stand trägt ganz erheblich dazu bei, die Kriegsähnlichkeit der vorausgesetzten Situation zu steigern.

Freudig stimmt man dem anonymen Verfasser bei, wenn er am Schlusse des 4. Heftes schreibt: Es wird aus dem Bisherigen wohl ersichtlich geworden sein, daß die Thätigkeit eines selbstständigen Truppenführers im Kriege eine Körper und Geist sehr aufreibende ist, wie Unrecht also der in der Front stehende jüngere Offizier hat, wenn er, wie es hin und wieder der Fall ist, glaubt, daß die Hauptlast des Krieges der Truppe selbst zufiele.“ Von diesem Gesichtspunkt aus aufgefaßt, empfiehlt sich das Studium dieser Hefte auch dem strebsamen jungen Offizier, obwohl allerdings zugestanden werden muß, daß eher der höher stehende, ältere Offizier dieser Lektüre die meiste Belehrung zu entnehmen in der Lage sein wird.

Mit großer Befriedigung erfährt man durch den Schluppass, daß der Verfasser beabsichtigt, die Operationen der in den beiden letzten Heften behandelten Ost- und Westdivision weiter fortzuführen, um dabei hauptsächlich auf dasjenige hinzuweisen, was hinter den operirenden Divisionen sich abspielt, nämlich auf das Etappenwesen, von dem mit Recht gesagt wird, es werde „bei solchen Unternehmungen auf dem Papier meistens stiefmütterlich behandelt.“

Eine der größten Schwierigkeiten, die bei Abfassung dieser Beispiele zu überwinden war, bestand offenbar darin, daß sich der Verfasser bei Besprechung der Aufgaben, wie sie den Führern der gegnerischen Divisionen erwachsen, vollständig in die Lage von Kommandirenden hineinzuversetzen hatte, die von den Absichten, welche den Gegner leiten, nur so viel wissen können, als sich aus den spärlichen Wahrnehmungen ableiten läßt, auf die man in solcher Stellung in Wirklichkeit einzig angewiesen ist. Der Verfasser hat eigentlich fortwährend zwei grundverschiedene Rollen zu spielen. Während er im Namen des einen Divisionskommandanten nachdenkt, spricht und handelt, darf er sich dessen gar nicht erinnern, was er einige Zeilen weiter oben den anderen gleichzeitig denken, reden und thun ließ. Diese Aufgabe hat er meist vortrefflich gelöst. Nur einmal wollte uns scheinen, der Westdivisionär lasse sich unwillkürlich von den Ueberlegungen und Erwägungen des Ostdivisionärs mit beeinflussen. Es scheint uns das nämlich da der Fall zu sein, wo in der Aufgabe 21 die Möglichkeiten des Vorrückens der Ostdivision vom Standpunkt der Offensive und nachher in Aufgabe 22 von dem der Defensivseite in's Auge gefaßt und gegen einander abgewogen werden (Seite 118 und 122, Heft 3).

Daß die Karten nicht mehr festgeheftet, sondern nur noch beigelegt und durch ein Papierband am Umlegebogen festgehalten werden, ist ein äußerlicher Vortheil, der das letzte Heft vor den früheren auszeichnet und für den jeder Leser sich dankbar erweisen wird. H.

\*) Vergl. Nr. 29 der „Schw. M.Z.“ vom 19. Juli l. J.